

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 69 (1965)
Heft: 12

Artikel: Der Krippenschnitzer
Autor: Brues, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-317331>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Krippenschnitzer

Von Otto Brues

Tief im innersten Walde lag ein Dorf, weitab von den nächsten Siedlungen, keine Eisenbahn kam dorthin, kein Kraftpostwagen. Die Menschen lebten friedlich ihren Tag und schließen die Nacht, wie das vom lieben Gott so eingerichtet ist. Im Sommer gingen die Leute aufs Feld, bestellten den Acker oder trieben das Vieh über die Weiden; im Winter, wenn die dem Boden schwer abgerungene, karge Frucht in die Scheuern gefahren war, übten sie alle, Mann und Weib, jung und alt, ein ererbtes Handwerk — sie schnitten Spielzeug und bemalten es mit lackbunt leuchtenden Farben. Um die Weihnachtszeit kamen ein paar Händler durch den Wald heran, erstanden für geringen Lohn, was der Fleiß der Dörfler erarbeitet hatte, und brachten die Ware in die grell erleuchtenden Auslagen der städtischen Läden. In diesem Jahr aber waren die Händler ausgeblieben, die Ware lag hochgestapelt in dem Saal des Wirtshauses, wo der Verkauf sonst immer stattgefunden hatte, und man beratschlagte schon, ob man das Spielzeug selbst in die Stadt schaffen sollte.

In einem Häuschen dicht neben der Kirche wohnte der Krippenschnitzer Kaspar, ein Mann von fast achtzig Jahren, der sein Handwerk noch so betrieb, wie er's in der Jugend von Großvater und Vater erlernt hatte. Mochte man ihm, wenn er über die Straße ging, auch sein Alter ansehen — sobald er in seiner Werkstatt an dem Tische saß, die Hobelbank im Rücken, Holz- und Schnitzmesser vor sich, glich er wieder einem Manne in kräftiger Lebensmitte. Martha, sein Weib, war gut zehn Jahre jünger, auch viel hurtiger noch in ihren Bewegungen, und am hurtigsten mit der Zunge; denn sie liebte zwar den Mann auf ihre Art, aber sie konnte sich, wie schon in der Jugend, mit dem einfachen, ja armseligen Leben nicht abfinden, das sie an der Seite des Krippenschnitzers führen mußte. Die Menschen bringen zwar für mancherlei oberflächliche Vergnügungen viel Geld auf, nicht aber für ein Krippenwerk, obwohl es voller Bedeutung, voll inniger Gefühle und feinsinniger Gedanken ist.

So konnte man also noch viel weiter, als an frostklaren Tagen der Schatten des Kirchleins grottenblau auf den weißen Schnee fiel, die keifende Stimme dieser Frau hören: er, Kaspar, solle doch endlich von seiner Arbeit ablassen, kein Mensch auf der Welt zahle sie ihm aus, in den Läden und Warenhäusern kaufe man doch nur geringe Ware, und das könnte man den Menschen nicht einmal verübeln, die kaum das Nötigste zum täglichen Brot hätten. Sie, Martha, sitze nun fast ihr ganzes Leben in dem kleinen, kümmerlichen Hause, und sie könne den Tag nicht segnen, an dem sie auf ein solches Leben sich eingelassen habe. So zeterte die Frau, und wenn sie auch schlimmer sprach, als sie es eigentlich meinte: ein anderer als Kaspar hätte ihr wohl mit einem kräftigen Donnerwetter die törichte Rede abgeschnitten

Aber Kaspar? Der alte, weise Mann sagte nur, indem er ruhig das Schnitzmesser, das er gerade in der Hand hielt, vor sich auf den Tisch legte, e werde seine Krippenfiguren schnitzen, wie er es von seinem Vater gelernt habe, und auch vom Großvater, und daran werde sich nichts ändern. Wer eine Krippe schnitze — und während er das sagte, ließ er seine Augen zu dem alten, verwitterten Heilandsbild hinübergehen, das an der Außenseite

der Kirche in die Wand eingelassen war —, der stehe mit dem Erlöser auf du und du, und da könne ihm niemand dazwischen reden, nicht einmal sein eheliches Weib.

Diese oder ähnliche Worte hatte Martha schon oftmals gehört, sie übten auf ihr Gemüt weniger Eindruck aus als das helle Klingen und Klingeln der Schlittenglöckchen, das in diesem Augenblick von der Dorfstraße herüberwehte. Sie machte sich also auf, um nachzuschauen, was für ein Schlitten das wäre, denn so alt sie war, die Neugierde stak ihr noch so in den Knochen, als ob sie zwischen siebzehn und fünfundzwanzig wäre. Kaspar aber nahm lächelnd sein Schnitzmesser wieder in die Hand.

Er dachte darüber nach, indem er begann, einen zwölfsackigen Stern aus dem Holz zu schneiden, was für ein Glück es doch sei, als ein Krippenschnitzer geboren zu sein und zu werken! Denn wer über solche Arbeit sitze, der habe doch immer Weihnachten; nicht nur zwischen dem ersten Advents- und dem Dreikönigstag, sondern immerzu, solange er mit dem Messer das Holz forme. Freilich, eine Weihnacht mit glänzenden Geschenken sei das nicht; aber darum sei sie dem bethlehemitischen Geschehen doch wohl näher als jede laute Festlichkeit. Denn der Herr der Welt sei unter den Armsten und Armen auf die Welt gekommen, in einem Kipplein, auf Heu und auf Stroh, mitten im kalten Winter ...

Als er über seinem Nachdenken bis hierhin gelangt war und schon ein paar Zacken des künftigen Sternes aus dem Holzscheibchen herausgeschnitzt hatte, riß Martha plötzlich die Türe weit auf, so daß die Kälte ins Zimmer drang, und rief noch von drauß her ihrem Manne zu, er möge sofort ins Wirtshaus kommen, der Händler aus der Stadt sei da, er wolle die große Krippe kaufen, Kaspars Hauptwerk in diesem Jahre, die große Krippe mit den vielen Figuren, Menschen sowie Tieren, und der Mann böte so viel, wie ihnen nie für eine Krippe in Aussicht gestellt worden sei — und nun stand sie da, das arme Weib, ganz hinter Atem und vor Kälte klappernd, ins Innerste erregt von ihrer frohen Botschaft.

Kaspar vernahm ihre Worte und vernahm sie wiederum nicht. Er sagte nur, eine Krippe, an der der zwölfsackige Stern fehle, sei keine Krippe, wie sie ihm vom Großvater und Vater überkommen sei, und ohne den Stern könne er sie nicht verkaufen. Sie, Martha, möge getrost ins Wirtshaus zurückgehen und den Kauf abschließen, er aber, Kaspar werde den Stern inzwischen fertigstellen, aus gutem Lindenholz und mit allen Zacken, und ihn dann ins Wirtshaus hinüberbringen. — Und nun möge sie die Türe wieder schließen, denn ihn friere ...

Martha zog die Tür ins Schloß, mit einer Wucht, die man ihren siebzig Jahren kaum hätte zutrauen sollen, und stapfte bekümmert den Weg zum Wirtshaus zurück. Sie seufzte tief; einmal, weil sie Kaspars Starrsinn kannte, zum andern, weil sie ihm etwas verschwiegen hatte, das er doch erfahren mußte und das sie zu sagen sich nicht getraute, obwohl sie sein Weib war.

In dem Wirtshaussaal stand Herr Gubitz, der Händler aus der Stadt, und wartete auf den Krippenschnitzer Kaspar. Was er kaufen wollte, hatte er gekauft, und noch einiges mehr, da ihn die Leute so sehr bedrängt hatten: aber die Krippe war nicht für den Spielzeugladen, war für seine Kinder bestimmt. Martha lief immer wieder zur Türe, um nach ihrem Manne auszuschauen; aber der kam und kam nicht, und Herr Gubitz trat schon von einem

Fuß auf den andern, während im Hof der Wirt schon die Pferde vor den Schlitten schirrte. Und dann kam Kaspar doch, er hielt den zwölfzackigen Stern in der Hand wie eine Blume aus dem Vorfrühling, und er trat ein, suchte nach seiner Krippe, fand sie auf dem Tisch neben der Tür und steckte den Stern auf den First des Stalles von Bethlehem. Herr Gubitz aber sagte: «Nun, mein Lieber, wo bleibt die Schaukelwiege?» Kaspar blickte ihn verwundert an. — «Ich ließ doch durch Ihre Frau eine Schaukelwiege...» Kaspar richtete sich groß auf und wischte die Worte des Händlers mit einer einzigen Handbewegung fort. — «Meine Frau hat das ausrichten sollen: Oh, sie wußte wohl schon, daß das vergeblich gewesen wäre!»

Gubitz trat ein paar Schritte zurück und blickte bald auf Kaspar, bald auf Martha. So geschwind er sonst mit seinen Gedanken fertig war, diesmal wollten sie sich ihm nicht runden. Zwei kleine Worte waren es schließlich, die er dann stammelte: «Wieso vergebens?» — «Weil das dem Sinn eines Kippleins widerspricht», sagte Kaspar leise, flüsternd fast, «eine Schaukelwiege mag für verwöhnte Kinder taugen, nicht für unsern Herrn Jesus.»

Herr Gubitz bekam einen roten Kopf, er war nicht gewöhnt, daß man sich weigerte, seine Befehle auszuführen — und außerdem war er nicht gesonnen, in diesem Dorf, in das er übers Jahr wieder mit einem klingenden Schlitten, vielleicht sogar mit einem Kraftwagen einzufahren gedachte, sein Ansehen untergraben zu lassen. Er stampfte also mit dem Fuße auf und schrie: «Dann behalten Sie gefälligst Ihren Dreck!»

Kaspar lächelte, wie von überirdischem Glück bestrahlt, denn er brauchte nun seine Krippe nicht wegzugeben; Martha aber, die keinen Bissen Brot mehr im Hause hatte, lief jammernd hinter ihm her. Sie schalt ihn einen Narren, einen Esel, er hörte nicht darauf. Aber den zwölfzackigen Stern hielt er in der Hand.

Aus: «Mein Weihnachtsbuch für Euch», Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz

«Niemals ein ungütiges oder unnützes Wort sagen, und dennoch reden, wo es wichtig und nötig ist, nicht in einem kalten und hochmütigen oder wenigstens hochmütig erscheinenden Schweigen verharren, das ist eine große Sache. Denn durch Reden wird mindestens ebenso viel Unrecht verursacht als durch Handeln, und die „Unnützen Worte“ würden ohne die Gnade Gottes, welche vieles und auch das ausgleicht und bessert, eine Schuld jedes Menschen anhäufen, die er nur mit Grauen in einem Gesamtbilde vor sich sehen könnte. Da hilft nichts anderes als den Baum gut machen, damit auch diese Frucht gut sei.»

Hiltz

Allen Leserinnen wünschen wir ein frohes Weihnachtsfest und ein erfolgreiches Wirken im kommenden Jahr.